

Daniel Speich Chassé, Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 212), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Bristol 2013, 344 S., geb., 54,99 €.

Es gibt wohl nur wenige von den Statistischen Ämtern dieser Welt errechnete Zahlen, die so bekannt und gleichzeitig von solch großer Bedeutung für Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit sind, wie das Bruttoinlandsprodukt (BIP) und dessen Verwandter Bruttosozialprodukt (BSP). Sie gelten als Gradmesser für den Wohlstand einer Gesellschaft und kaum eine Regierung verzichtet darauf, ihre wirtschafts-politischen Maßnahmen daraufhin auszurichten, diese Zahlen ansteigen zu lassen. Darüber hinaus sind zahlreiche wirtschafts- und finanzpolitische Beobachtungs- und Interventionsmechanismen auf nationaler wie internationaler Ebene an einen der beiden Indikatoren gebunden, wie etwa die viel zitierte „Schuldenbremse“ der EU. Und auch Mitgliedsbeiträge sowie teils Mitspracherechte einzelner Länder in internationalen Organisationen richten sich an der Höhe des BIP aus (etwa im Falle der Vereinten Nationen oder des Internationalen Währungsfonds).

Umso mehr überrascht, dass die dem BIP und dem BSP zugrunde liegende Volkseinkommensrechnung noch in den 1930er Jahren als interessante, aber wenig hilfreiche Methode einiger Ökonomen angesehen wurde. Innerhalb weniger Jahre änderte sich dies und Mitte der 1950er Jahre hatte der Großteil aller damals existierenden Staaten eine solche Berechnung vorgenommen und diese zum Teil bereits als permanente Einrichtung etabliert. Zudem stand mit dem „System of National Accounts“ der UNO ein standardisiertes Verfahren zur Verfügung, das (in veränderter Form) bis heute existiert und zumindest potenziell die Ermittlung global vergleichbarer Daten ermöglichte und weiterhin ermöglicht.

Die Geschichte dieser unwahrscheinlichen und steilen Karriere eines statistischen Aggregats erzählt Daniel Speich Chassé in seinem bemerkenswerten Buch. Er zeigt dabei, wie fruchtbar ein wissenshistorischer Ansatz ist, der nicht nur die Produzenten und die Generierung wissenschaftlichen Wissens in den Blick nimmt, sondern sein Augenmerk auf die Wechselwirkungen zwischen diesem Wissen, dessen Produzenten, Vermittlern und Nutzern (kurz: den Experten) sowie den Folgen dieses in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen angewendeten Wissens richtet. Überzeugend legt er dar, dass der Erfolg der Volkseinkommensrechnung und des BSP mit einer wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung statistischer Methoden und ökonomischer Diskussionen allein nicht zu erklären ist. Schließlich gab es Mitte der 1940er Jahre nur wenige Wirtschaftswissenschaftler, die eine quantitative Erfassung der Wirtschaftsleistung eines Landes für möglich hielten und noch weniger, die glaubten, dies sei sogar im globalen Maßstab möglich. Zu unterschiedlich seien die wirtschaftlich relevanten Prozesse und Strukturen in den verschiedenen Teilen der Welt, zu vage die Aussicht, was eine vereinheitlichte Betrachtungsweise überhaupt einbringen sollte. Wäre es nach diesen Fachleuten gegangen, sähe die Welt heute vermutlich ganz anders aus.

Doch während Ökonomen und Statistiker im Prinzip bis heute über die Aussagekraft und die Anwendungsmöglichkeiten der Volkseinkommensrechnung und diesbezüglicher Summenwerte wie dem BSP streiten, erkannten Politiker und Beamte in Regierungen und internationalen Organisationen rasch den Wert, den dieses Instrument für ihre Zwecke haben konnte. So koppelte etwa die US-Regierung die Verteilung der Marshallplanhilfe an die Wirtschaftskraft der betroffenen Länder, die infolgedessen eine regelmäßige Berechnung des Volkseinkommens initiieren mussten. Bedeutender noch war, dass sich im Rahmen der UNO – basierend auf sozialwissenschaftlichen Studien der Zwischenkriegszeit – die Überzeugung etabliert hatte, wirtschaftliche Prosperität und die Abwesenheit von Armut seien wichtige Voraussetzungen dafür, zukünftige kriegerische Konflikte zu verhindern. Der Ökonom Colin Clark hatte nun aber 1940 in einer viel beachteten (und aus methodischen Gründen stark kritisierten) Studie

gezeigt, dass der allergrößte Teil der Weltbevölkerung arm war – gemessen an den von ihm erstmals im globalen Maßstab zusammengestellten Pro-Kopf-Einkommen.

Die Pro-Kopf-Einkommen weltweit zu steigern wurde ab Mitte der 1940er Jahre zum Ziel der neu entstehenden Entwicklungspolitik und Entwicklungsökonomie. Diese benötigten sowohl möglichst genaue statistische Darstellungen von den ‚zu entwickelnden‘ Volkswirtschaften, um zu erkennen, wo welche Maßnahmen ansetzen könnten, als auch einen Maßstab, um Erfolge oder Misserfolge ablesen zu können. Die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung bot beides, sodass die Entwicklungspolitik maßgeblich zu deren globaler Etablierung beitrug, ganz ungeachtet der großen Schwierigkeiten, auf die Statistiker und Ökonomen bei der Vermessung nicht ‚westlicher‘, nicht industrialisierter und teils nicht marktbasierter Wirtschaften stießen.

Zusätzlich befeuert wurde dieser Prozess davon, dass der Ausweis eines Nationaleinkommens oder eines Bruttosozialprodukts von den im Dekolonisationsprozess entstehenden Staaten als Symbol nationaler Selbstständigkeit genutzt werden konnte und somit half, neue Identitäten zu stiften. Die universalistische Betrachtungsweise der Statistik führte zudem zu einer neuen Sicht auf die Welt. ‚Neue‘ und ‚alte‘ Länder stellte sie formell auf eine Stufe und es kam ‚nur‘ noch darauf an, vorhandene Ressourcen so einzusetzen, dass die Pro-Kopf-Einkommen anstiegen. Gleichzeitig entstand mit der Quantifizierung wirtschaftlicher Prozesse die Möglichkeit, mit der ‚Dritten Welt‘ eine Gruppe zu konstruieren, deren Mitglieder außer einem niedrigen Pro-Kopf-Einkommen wenig gemeinsam hatten, die nun aber ihre Interessen gebündelt artikulieren konnten. Ohne die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, so die zentrale sowie gut nachvollziehbare These Speich Chassés, hätte es ebenso wenig eine Entwicklungspolitik, Entwicklungsländer oder eine ‚Dritte Welt‘ geben können, wie ohne deren Nachfrage nach der neuartigen Expertise die Konjunktur der quantifizierenden Ökonomie nicht zu erklären sei.

Eingeflochten in diese Erzählung sind kenntnisreiche Ausführungen über die engere Ökonomiegeschichte des mittleren 20. Jahrhunderts, über die Probleme der statistischen Erfassung der Realität sowie über die Ideen- und Institutionengeschichte der Entwicklungsökonomie und -politik. Die Vielfalt an Akteuren und Institutionen, Ideen und Konzepten sowie deren komplexe Wechselwirkungen bringen es allerdings mit sich, dass Aufbau und Argumentationsweise der Studie nicht immer stringent erscheinen und es zu Wiederholungen kommt. Doch angesichts der klaren, in dieser Besprechung referierten Kernaussage des Bandes ist dies ein vernachlässigbarer Makel. Denn wer sich zukünftig mit der (Wissens-)Geschichte der Ökonomie im 20. Jahrhundert, der Wirtschaftsstatistik, der Entwicklungspolitik, der Dekolonisation sowie dem breiten Thema der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ (Lutz Raphael) befasst, in dessen Kontext der Autor sein Buch berechtigterweise verortet, wird Speich Chassés Arbeit nicht ignorieren können.

Martin Bemann, Freiburg im Breisgau

Zitierempfehlung:

Martin Bemann: Rezension von: Daniel Speich Chassé, Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 212), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen/Bristol 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 55, 2015, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81596>> [14.10.2014].